

HEYNE <

C.J. SANSOM

Feindesland

Roman

Aus dem Englischen von Christine Naegele

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *Dominion*
bei Little, Brown

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren
Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC®N001967

Deutsche Erstausgabe 2/2020
Copyright © 2014 by C. J. Sansom
Copyright © 2020 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Printed in Germany
Redaktion: Sven-Eric Wehmeyer
Umschlaggestaltung: Das Illustrat
Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43942-9

www.heyne.de

*Zum Gedenken an meine Eltern,
TREVOR SANSOM (1921–2000)*

und

*ANN SANSOM (1924–1990),
die 1939–1945 Not und Entbehrungen erduldeten
und ihren Teil zum Sieg gegen die Nazis beitrugen.*

Und an

*ROSALITA
R.I.P. 19.2.2012*

Der ganze Zorn und die Gewalt des Feindes werden sehr bald gegen uns gerichtet sein. Hitler weiß, dass er keine andere Wahl hat, als unseren Willen auf dieser Insel zu brechen, oder er wird den Krieg verlieren. Wenn wir ihm gegenüber standhaft bleiben, kann ganz Europa frei sein, und das Leben auf Erden wird weite, sonnige Höhen erreichen. Sollten wir aber versagen, dann wird die ganze Welt, einschließlich der Vereinigten Staaten und allem, was wir kennen und lieben, im Abgrund eines neuen dunklen Zeitalters versinken, noch bedrohlicher und womöglich noch länger andauernd infolge der Erkenntnisse einer pervertierten Naturwissenschaft.

Winston Churchill, 18. Juni 1940

Alle Begebenheiten, die am 9. Mai 1940
nach 17 Uhr stattfinden,
sind frei erfunden.

Prolog

*Im Sitzungszimmer des Kabinetts, 10 Downing Street,
London, 16.30 Uhr, 9. Mai 1940*

Churchill kam als Letzter. Er klopfte einmal laut an und trat ein. Durch die hohen Fenster fiel das letzte Licht des warmen Frühlingstages, an der Horse Guards Parade wurden die Schatten länger. Margesson, der konservative Chief Whip, saß mit Premierminister Chamberlain und Lord Halifax, dem Außenminister, am Ende des langen, sargförmigen Tisches, der den Raum beherrschte. Churchill trat näher, und Margesson, wie immer formell im schwarzen Cutaway, erhob sich.

»Winston.«

Churchill antwortete mit einem Nicken und sah ihn ernst an. Margesson, Chamberlains Zögling, hatte ihm das Leben schwer gemacht, als er sich in den Vorkriegsjahren gegen die Haltung der Partei im Zusammenhang mit Indien und Deutschland ausgesprochen hatte. Er wandte sich Chamberlain und Halifax zu, der rechten Hand des Premierministers in den Appeasement-Verhandlungen mit Deutschland. »Neville. Edward.« Die Männer sahen schlecht aus; keine Spur heute von Chamberlains üblichem Grinsen noch von der bissigen Arroganz, mit der er das Unterhaus in der gestrigen Debatte über den militärischen Sieg in Norwegen vor den Kopf gestoßen hatte. Neunzig Konservative hatten mit der Opposition gestimmt oder sich enthalten; als Chamberlain daraufhin den Sitzungssaal verließ, wurde ihm »Verschwinde!« hinterhergerufen. Die Augen des Premierministers waren gerötet vom Schlafmangel, vielleicht auch von Trä-

nen – obwohl man sich Neville Chamberlain weinend nur schwer vorstellen konnte.

Gestern Abend hatte es im fieberhaft aufgewühlten Unterhaus geheißt, seine Regierung würde es nicht überleben.

Halifax sah nicht viel besser aus. Zwar hielt sich der hochgewachsene, schlanke Außenminister so aufrecht wie immer, aber er war kreidebleich, seine fahle Haut spannte über dem langen, knochigen Gesicht. Es hieß, er sei nicht bereit, das Amt zu übernehmen, er habe nicht die Nerven dafür – was wörtlich zu nehmen war, denn Stress verursachte ihm quälende Bauchschmerzen.

Churchill wandte sich an Chamberlain, seine tiefe Stimme klang düster, sein Lispeln ausgeprägt. »Was gibt es Neues?«

»Weitere deutsche Streitkräfte, die sich an der belgischen Grenze sammeln. Es könnte jederzeit einen Angriff geben.«

Einen Augenblick war es still, das Ticken der Reiseuhr auf dem marmornen Kaminsims wirkte plötzlich laut.

»Bitte, nehmen Sie Platz«, sagte Chamberlain.

Churchill setzte sich. Chamberlain fuhr zu sprechen fort, es klang leise und traurig. »Wir haben die gestrige Abstimmung im Unterhaus sehr ausführlich diskutiert. Es scheint, als ob es ernsthafte Schwierigkeiten geben könnte, falls ich Premierminister bleibe. Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass es besser ist, wenn ich gehe. Meine Unterstützung in der Partei bröckelt weg. Sollte es zu einem Misstrauensvotum kommen, könnten die Enthaltungen von gestern zu Gegenstimmen gegen die Regierung werden. Und die Labour-Partei wäre offenbar nur unter einem neuen Premier zu einer Koalition bereit. Angesichts einer derartigen persönlichen Aversion ist es unmöglich für mich weiterzumachen.« Wieder sah Chamberlain Margesson an, fast schien es, als suche er Trost bei ihm, aber der Chief Whip nickte nur resigniert und sagte: »Wenn wir eine Koalition wollen, und die brauchen wir jetzt, dann ist Einigkeit oberstes Gebot.«

Churchill sah Chamberlain an und konnte nicht anders, als ihn zu bedauern. Der Mann hatte alles verloren. Zwei Jahre lang

hatte er versucht, Hitlers Wünschen entgegenzukommen. Er hatte geglaubt, der Führer habe in München seine letzten Gebietsansprüche gestellt, nur um ein paar Monate später mit ansehen zu müssen, wie er die Tschechoslowakei überfiel und kurz darauf Polen. Auf den Fall Polens waren sieben Monate militärischen Stillhaltens gefolgt, der sogenannte Sitzkrieg. Vorigen Monat hatte Chamberlain im Unterhaus verkündet, Hitler habe für eine Frühjahrskampagne »den Bus verpasst«, worauf dieser prompt in Norwegen einmarschiert war und die britischen Streitkräfte zurückgedrängt hatte. Als Nächstes würde Frankreich folgen. Chamberlain blickte von Churchill zu Halifax, dann sprach er mit ausdrucksloser Stimme weiter. »Es liegt jetzt an Ihnen beiden. Falls gewünscht, wäre ich bereit, unter jedem von Ihnen zu dienen.«

Churchill nickte und lehnte sich im Sessel zurück. Er sah Halifax an, der seinen Blick mit kaltem, forschendem Starren erwiderte. Churchill wusste, dass Halifax fast alle Trumpfkarten in der Hand hielt und der überwiegende Teil der Konservativen ihn als nächsten Premierminister wollte. Er war Vizekönig von Indien gewesen, jahrelang einer der höchsten Minister, ein kühler, zuverlässiger olympischer Aristokrat, vertrauenswürdig und hochgeachtet. Und die meisten Tories hatten Churchill seine Vergangenheit als Liberaler noch nicht verziehen, ebenso wenig wie die Opposition in seiner eigenen Partei die Sache mit Deutschland. Sie hielten ihn für einen Abenteurer, unzuverlässig, nicht urteilsfähig. Chamberlain wollte Halifax, genau wie Margesson und die Mehrheit des Kabinetts. Und, das war Churchill ebenfalls klar, genau wie auch Halifax' Freund, der König. Aber Halifax hatte kein Feuer unterm Hintern, nicht den kleinsten Funken. Churchill hasste Hitler. Halifax hingegen behandelte den Nazi-Führer mit einer Art patrizierhaften Verachtung. Er hatte einst gesagt, die einzigen Menschen, denen der Führer das Leben schwer mache, seien doch nur ein paar Gewerkschaftler und die Juden.

Churchill andererseits bekam, seit im letzten September der Krieg erklärt worden war, Rückenwind aus der Bevölkerung. Als sich seine Warnungen über Hitler als richtig erwiesen hatten, war Chamberlain gezwungen gewesen, ihn ins Kabinett zurückzuholen. Aber wie sollte er diese Karte ausspielen? Churchill ließ sich tiefer in den Sessel sinken. *Nichts sagen*, dachte er, *erst mal sehen, wo Halifax steht, ob er den Job überhaupt will und wie sehr.*

»Winston«, fing Chamberlain an, es klang fragend. »Sie waren gestern in der Debatte ziemlich ruppig gegenüber Labour. Und Sie sind immer deren stärkster Gegner gewesen. Wäre das nicht vielleicht ein Hindernis für Sie?«

Churchill erwiderte nichts, sondern stand abrupt auf, ging hinüber zum Fenster und blickte hinaus in den hellen Frühlingsnachmittag. *Nicht antworten*, dachte er. *Erst mal Halifax aushorchen.*

Die Reiseuhr schlug fünf, mit hohem, melodischem Ton. Sie verstummte, jetzt meldete sich Big Ben und schlug dröhnend die Stunde. Als der letzte Ton verklungen war, sprach Halifax schließlich.

»Ich glaube«, sagte er, »dass ich besser geeignet wäre, mit den Abgeordneten von Labour fertigzuwerden.«

Churchill wandte sich um und sah ihn mit düsterem Gesichtsausdruck an. »Die Verhandlungen, die Ihnen bevorstehen, Edward, dürften grauenvoll schwierig werden.« Halifax sah müde und furchtbar unglücklich aus, trotzdem wirkte sein Gesicht entschlossen. Er hatte doch noch so etwas wie einen eisernen Willen in sich entdeckt.

»Und das, Winston, ist genau der Grund, warum ich Sie an meiner Seite haben möchte, in einem neuen, kleineren Kriegskabinett. Sie wären Verteidigungsminister, mit unumschränkter Verantwortung für die Kriegsführung.«

Churchill dachte über das Angebot nach, sein schwerer Unterkiefer bewegte sich mahlend von einer Seite zur anderen. Wenn

er die Kriegsführung unter sich hatte, könnte er Halifax vielleicht dominieren und selbst als Premier handeln, bis auf den Titel. Es hing alles davon ab, wen Halifax sonst noch ins Boot holen würde. Er fragte: »Und die anderen? Wen würden Sie noch ernennen?«

»Von den Konservativen gäbe es also Sie und mich und Sam Hoare; ich glaube, damit wäre das Gleichgewicht in der Partei am besten repräsentiert. Attlee für Labour und Lloyd George, um die Interessen der Liberalen zu vertreten und auch als national anerkannte Persönlichkeit, schließlich ist er derjenige, der uns 1918 zum Sieg geführt hat.« Halifax wandte sich an Chamberlain. »Ich glaube, Sie, Neville, wären als Führer der Commons von größtem Nutzen.«

Das war eine schlechte Nachricht, die schlechteste von allen. Lloyd George hatte, trotz seines Zurückruderns in letzter Zeit, Hitler in den Dreißigerjahren vergöttert und ihn Deutschlands George Washington genannt. Und dazu Sam Hoare, der Erzbeschwichtiger, Churchills alter Feind. Attlee war ein Kämpfer, trotz seines mangelnden Selbstvertrauens, aber zusammen wären sie die Minderheit.

»Lloyd George ist siebenundsiebzig«, sagte Churchill. »Kann man ihm diese Bürde noch zumuten?«

»Ich glaube schon. Und er wäre gut für die Moral.« Halifax klang jetzt schon wesentlich entschlossener. »Winston«, sagte er, »ich würde Sie unter diesen Umständen wirklich gern an meiner Seite haben.«

Churchill zögerte. Dieses neue Kriegskabinett würde ihn einengen. Er wusste, dass Halifax das Amt des Premierministers nur widerwillig und aus Pflichtgefühl angenommen hatte. Er würde sein Bestes geben, aber er würde sich nicht mit ganzem Herzen in den Kampf werfen, der ihnen bevorstand. Wie so viele hatte auch er im Großen Krieg gekämpft, und ihm graute vor erneutem Blutvergießen.

Einen Moment dachte Churchill an Rücktritt aus dem Kabi-

nett, aber wem wäre damit gedient? Und Margesson hatte recht, Einigkeit im Volke war jetzt oberstes Gebot. Er würde tun, was er konnte, solange er konnte. Heute früh hatte er gedacht, seine Stunde sei endlich gekommen, aber es hatte schließlich doch nicht sein sollen. Noch nicht. »Ich werde unter Ihnen dienen«, entgegnete er schweren Herzens.

1

November 1952

Fast alle Fahrgäste in der U-Bahn nach Victoria waren an diesem Sonntag wie David und seine Familie auf dem Weg zur Feier des Heldengedenktags. Es war ein kalter Morgen, und alle Männer und Frauen trugen schwarze Wintermäntel. Schals und Handtaschen waren ebenfalls schwarz oder dunkelbraun, die einzigen Farbtupfer bildeten die knallroten Mohnblüten, die alle im Knopfloch trugen. David geleitete Sarah und ihre Mutter in einen Waggon mit zwei leeren Holzbänken, auf denen sie einander gegenüber Platz nahmen.

Die U-Bahn verließ ratternd die Haltestelle Kenton, und David blickte um sich. Die Menschen wirkten traurig und ernst, wie es an diesem Tag angemessen war. Er bemerkte verhältnismäßig wenige ältere Männer – die meisten der Veteranen aus dem Großen Krieg, zu denen auch Sarahs Vater gehörte, waren bereits in der Stadtmitte Londons und bereiteten sich auf den Marsch vor, der am Cenotaph, dem Kriegerdenkmal, vorbeiführte. David selbst war ein Veteran des zweiten Krieges, des kurzen Konflikts 1939–40, der im Volksmund auch die *Kampagne von Dünkirchen* oder der *Judenkrieg* hieß, je nach politischer Sichtweise. Aber Leute wie David, der in Norwegen gedient hatte, sowie die anderen Überlebenden dieser besiegten, gedemütigten Armee – auf deren Rückzug sehr schnell die britische Kapitulation gefolgt war –, wurden bei den Zeremonien zum Heldengedenktag nicht besonders gewürdigt. Ebenso wenig wie die britischen Soldaten, die in den endlosen Kämpfen in Indien und inzwischen auch in

Afrika, welche trotz des Friedensvertrags von 1940 immer wieder ausbrachen, den Tod fanden. Der Heldengedenktag war jetzt von politischer Bedeutung: zur Erinnerung an das Gemetzel zwischen Großbritannien und Deutschland, als sie 1914–18 gegeneinander kämpften, und als Mahnung, dass so etwas nie wieder passieren dürfe. Großbritannien und Deutschland mussten Verbündete bleiben.

»Es hat sich zugezogen«, sagte Sarahs Mutter. »Hoffentlich regnet es nicht.«

»Das wird es nicht, Betty«, beruhigte David sie. »Laut Vorhersage soll es nur bewölkt bleiben.«

Betty nickte. Sie war eine rundliche kleine Frau in den Sechzigern, deren ganzes Leben der Fürsorge um Sarahs Vater galt, dem 1916 an der Somme das halbe Gesicht weggeschossen worden war.

»Es ist sehr unangenehm für Jim, im Regen zu marschieren«, sagte sie. »Das Wasser läuft hinter seine Prothese, und die kann er dann natürlich nicht abnehmen.«

Sarah nahm die Hand ihrer Mutter. Ihr eckiges Gesicht mit dem starken, runden Kinn – dem Kinn ihres Vaters – wirkte würdevoll. Ihr langes blondes Haar, wellig an den Enden, wurde von einem einfachen schwarzen Hut umrahmt. Betty lächelte sie an. Die Bahn hielt an der nächsten Station, und weitere Fahrgäste stiegen ein. Sarah wandte sich an David. »Heute sind mehr Menschen unterwegs als sonst.«

»Die Leute wollen einen Blick auf die Königin werfen, denke ich.«

»Hoffentlich finden wir Steve und Irene«, sagte Betty, schon wieder voll Sorge.

»Ich habe mit ihnen ausgemacht, dass sie in Victoria am Fahrkartenschalter auf uns warten«, sagte Sarah. »Sie werden bestimmt dort sein, keine Angst.«

David sah zum Fenster hinaus. Er freute sich nicht besonders darauf, den kompletten Nachmittag mit der Schwester seiner

Frau und seinem Schwager zu verbringen. Irene war durchaus eine gute Seele. Zwar hatte sie nichts als dummes Zeug im Kopf und hörte nicht auf zu reden, aber seinen Schwager, mit dessen Mischung aus öligem Charme, Arroganz und Schwarzhemden-Politik – ihn hasste David. Wie immer würde es ihn große Mühe kosten, den Mund zu halten.

Der Zug kam ruckartig zum Stehen, knapp vor der Einfahrt in einen Tunnel. Irgendwo zischte es, als er bremste.

»Ausgerechnet heute«, sagte jemand. »Diese Verspätungen passieren immer öfter. Es ist eine Schande.« Entlang der Bahnlinie sah David Londoner Reihenhäuser, Rücken an Rücken, rußgeschwärzte Ziegelbauten. Aus den Schornsteinen stieg grauer Rauch auf, in den Hinterhöfen hing Wäsche. Die Straßen waren menschenleer. Etwas unterhalb von ihnen befand sich ein Lebensmittelgeschäft mit einem großen Schild im Schaufenster: *Wir akzeptieren Lebensmittelmarken.* Mit einem plötzlichen Ruck fuhr der Zug in den Tunnel ein, nur um einen Augenblick später erneut rumpelnd stehen zu bleiben. David sah sein Spiegelbild im verdunkelten Fenster, der Kopf wie eingerahmt von dem schweren dunklen Mantel mit dem weiten Revers. Die Melone verbarg sein kurzes dunkles Haar, von dem nur ein paar widerpenstige Locken zu sehen waren. Sein faltenloses, ebenmäßiges Gesicht ließ ihn jünger als fünfunddreißig erscheinen, es war ohne jedes besondere Merkmal. Plötzlich kam ihm eine Erinnerung aus seiner Kindheit, die ständige Redensart seiner Mutter, wenn weibliche Besucher anwesend waren: »Ist er nicht ein hübscher Junge? Ist er nicht zum Anbeißen?« Sie pflegte es in ihrem breiten Dubliner Akzent zu sagen, sodass er sich vor Verlegenheit krümmte und wand. Eine weitere ungebetene Erinnerung kam ihm. Er war siebzehn gewesen und hatte im Wettkampf der Schulen den Pokal fürs Turmspringen gewonnen. Er erinnerte sich, wie er auf dem hohen Sprungturm stand, weit unter ihm ein Meer von Gesichtern, das Brett unter seinen Füßen leicht federnd. Zwei Schritte vor, dann der Sprung nach unten auf die

große, glatte Wasserfläche zu, ein Moment der Angst und schließlich der Rausch beim Eintauchen in die Stille.

Steve und Irene warteten in Victoria. Irene, Sarahs ältere Schwester, war ebenfalls groß und blond, hatte aber ein kleines Kinn mit einem Grübchen, wie ihre Mutter. Ihren schwarzen Mantel schmückte ein dichter brauner Pelzkragen. Steve sah auf leicht verwegene Art gut aus, mit dem schmalen schwarzen Schnurrbärtchen wirkte er wie eine schlechte Kopie von Errol Flynn. Er trug einen schwarzen Filzhut auf seinem reichlich mit Brillantine behandelten Haar, und David nahm den Duft nach Chemie wahr, als er dem Schwager die Hand schüttelte.

»Was macht der Staatsdienst, alter Mann?«, fragte Steve.

»Man überlebt.« David lächelte.

»Passt ihr noch immer gut aufs Empire auf?«

»So halbwegs. Wie geht's den Jungs?«

»Großartig. Werden mit jeder Woche größer und lauter. Nächstes Jahr bringen wir sie vielleicht mit, dann sind sie alt genug.« David bemerkte, wie ein Schatten über Sarahs Gesicht fiel, und er wusste, dass sie an ihren toten Sohn dachte.

»Wir sollten uns beeilen, in die Bahn nach Westminster zu kommen«, sagte Irene. »Seht nur die vielen Menschen hier.«

Sie mischten sich unter die Menge, die zu den Rolltreppen strebte. Das Gedränge wurde so dicht, dass man nur noch langsam vorwärtskam, und David musste einen Augenblick lang an seine Soldatenzeit denken, wie er sich mit dem Rest der erschöpften Truppen auf die Schiffe gedrängt hatte, mit denen man die britischen Soldaten 1940 aus Norwegen evakuiert hatte.

Sie kamen nach Whitehall. Davids Büro lag gleich hinter dem Cenotaph, wo Männer, wenn sie vorbeigingen, noch immer den Hut zogen, respektvoll und wie selbstverständlich. Doch mit jedem Jahr wurden es weniger – seit dem Ende des Großen Krieges waren vierunddreißig Jahre vergangen. Der Himmel war grauweiß, es war kalt. Den Menschen stand der Atem vor dem Ge-

sicht, während sie – ruhig und höflich – um einen Platz hinter den niedrigen Absperrungen gegenüber dem hohen, weißen Rechteck des Cenotaphs kämpften. Vor ihnen stand eine Reihe von Polizisten in schweren Wintermänteln. Manche waren ganz gewöhnliche Konstabler mit Helmen, aber viele gehörten zu einer Spezialeinheit, sie trugen flache Schirmmützen und schmal geschnittene blaue Uniformen. Als diese Einheit 1940 gegründet wurde, um den immer wieder ausbrechenden Unruhen Herr zu werden, meinte Davids Vater, sie erinnerten ihn an die Black and Tans, die brutalen Veteranen der Schützengräben, die Lloyd George rekrutiert hatte, um im irischen Unabhängigkeitskrieg die Polizei zu verstärken. Sie alle waren bewaffnet.

Das Zeremoniell war in den letzten Jahren verändert worden; jetzt zog kein Dienstpersonal mehr auf, das vor dem Cenotaph stand und den Menschen die Sicht nahm, außerdem hatte man hinter der Absperrung Holzbretter auf Blöcke gelegt, um den Zuschauern eine leicht erhöhte Position zu bieten. Premierminister Beaverbrook nannte es »eine Entmystifizierung der Sache«.

Die Familie fand einen guten Platz gegenüber der Downing Street und dem großen viktorianischen Gebäude, in dem sich die Dominionverwaltung befand, in der David arbeitete. Hinter den Barrieren hatten die militärischen und kirchlichen Führungspersonlichkeiten ihre Plätze eingenommen und bildeten ein Viereck um den Cenotaph. Die Soldaten in voller Paradeuniform, Erzbischof Headlam, das Oberhaupt jenes Teils der anglikanischen Kirche, der sich nicht wegen der Kompromisse mit dem Regime von ihr abgespalten hatte, in prachtvollen grün-goldenen Gewändern. Neben ihnen standen die Politiker und Botschafter, jeder mit einem Kranz. David ließ den Blick über sie schweifen; da war Premierminister Beaverbrook mit seinem runzligen kleinen Affengesicht, der breite Mund mit den fleischigen Lippen, traurig nach unten gezogen. Vierzig Jahre lang, seit er, in Geschäftsskandale verwickelt, aus Kanada nach England gekom-

men war, hatte Beaverbrook es verstanden, ein Zeitungsimperium aufzubauen und gleichzeitig in der Politik seine Anliegen zu vertreten, nämlich eine freie Marktwirtschaft, das Empire und ein Appeasement mit Öffentlichkeit und Politikern. Er genoss das Vertrauen von nur wenigen, war von niemandem gewählt worden, aber trotzdem 1945, nach dem Tod seines Vorgängers Lloyd George, von der Koalition zum Premierminister gemacht worden.

Lord Halifax, der Premierminister, der nach dem Fall Frankreichs resigniert hatte, stand neben Beaverbrook, den er um Haupteslänge überragte. Halifax war jetzt kahl, sein ausgebleichtes Gesicht ein bleicher Schatten unter seinem Hut, die tief liegenden Augen starrten mit leerem Blick über die Menge hinweg. Neben ihm standen Beaverbrooks Kollegen aus der Koalition: der Innenminister Oswald Mosley, groß und stocksteif, der Indienminister Enoch Powell, erst vierzig, aber wesentlich älter aussehend, mit schwarzem Schnurrbart, düster blickend. Viscount Swinton, der Sprecher der Dominions und Davids Minister, hochgewachsen und aristokratisch, ferner Außenminister Rab Butler mit Froschgesicht und Hängebacken, schließlich Ben Greene, in der Koalition als Vorsitzender der Labour Party und einer der wenigen Labourpolitiker, die in den Dreißigerjahren die Nazis bewundert hatten. Als die Labourpartei 1940 zerbrach, hatte Herbert Morrison die Minderheit angeführt, die für das Abkommen war und mit Halifax eine Koalition einging; er war ein Politiker von überwältigendem Ehrgeiz. Doch 1943 war er zurückgetreten; die Zugeständnisse, die Großbritannien Deutschland machte, gingen ihm zu weit, genau wie einigen weiteren Politikern, darunter auch dem Konservativen Sam Hoare. Sie alle hatten sich mit Peerswürde auf Lebenszeit ins Privatleben zurückgezogen.

Ebenfalls anwesend waren, ihrerseits in dunkle Mäntel gekleidet, Repräsentanten der Dominions; David kannte einige der Hochkommissare von seiner Tätigkeit her, wie etwa den untersetz-

ten, stirnrunzelnden Vorster aus Südafrika. Hinter ihnen kamen die Botschafter jener Länder, die im Großen Krieg mitgekämpft hatten: Rommel aus Deutschland, Mussolinis Schwiegersohn Ciano, die Botschafter von Frankreich und Japan, Joe Kennedy aus Amerika. Russland hingegen besaß keinen Repräsentanten; als Deutschlands Verbündeter befand Großbritannien sich offiziell noch immer im Krieg mit der Sowjetunion, obwohl es keine Streitkräfte für den großen Fleischwolf zur Verfügung stellte, den Deutsch-Sowjetischen Krieg, der entlang einer Front von 1200 Meilen nun schon seit elf Jahren tobte.

In einiger Entfernung stand eine Gruppe von Männern mit einer Kamera für Außenaufnahmen, ein riesiges, plumpes Ding mit dicken Kabeln und dem Namenszug der BBC an der Seite. Daneben sah man die massige Gestalt Richard Dimblebys, der in ein Mikrofon sprach. Leider war er zu weit entfernt, sodass David ihn nicht hören konnte.

Sarah fröstelte und rieb die behandschuhten Hände aneinander. »Himmel, ist das kalt. Der arme Dad wird es auch spüren, wie er dastehen und warten muss, dass der Marsch endlich anfängt.« Sie sah zum Cenotaph hinüber, dem schmucklosen, weißen Denkmal. »Mein Gott, wie ist das alles traurig.«

»Nun, wenigstens wissen wir, dass wir niemals wieder einen Krieg gegen Deutschland führen werden«, sagte Irene.

»Sieh mal, dort ist sie.« Betty klang leise und ehrfürchtig.

Die Königin war aus dem Innenministerium getreten. Begleitet von der Königinmutter und ihrer Großmutter, der alten Queen Mary, sowie von Stallmeistern, die Kränze trugen, nahm sie ihren Platz vor dem Erzbischof ein. Ihr hübsches junges Gesicht passte so gar nicht zu der schwarzen Kleidung. Es war einer ihrer wenigen öffentlichen Auftritte seit dem Tod ihres Vaters Anfang des Jahres. David fand, dass sie müde und ängstlich wirkte. Ihr Gesichtsausdruck erinnerte ihn an den verstorbenen König, als Georg VI. 1940 in einer offenen Kutsche neben Hitler Whitehall entlangefahren war, der erste Staatsbesuch des Führers nach

dem Friedensabkommen von Berlin. David, der sich damals noch von den Erfrierungen aus Norwegen erholte, hatte die Zeremonie auf dem neuen Fernsehgerät verfolgt, das sein Vater angeschafft hatte, eins der ersten in ihrer Straße, nachdem die BBC wieder zu senden begann. Hitler hatte gewirkt wie im siebten Himmel, strahlend und mit vor Freude gerötetem Gesicht. Endlich war sein Traum von einem Bündnis mit den arischen Briten wahr geworden. Er lächelte und winkte der schweigenden Menge zu, der König jedoch hatte ausdruckslos dagesessen und nur ab und zu die Hand gehoben, den Körper von Hitler abgewandt. »Es reicht«, hatte Davids Vater danach gesagt. Das war's, er werde jetzt zu seinem Bruder nach Neuseeland ziehen und dort leben, David solle auch mitkommen, wenn er wisse, was gut für ihn sei, und seinen Beamtenjob sausen lassen. Gott sei Dank, hatte er betont, dass Davids Mutter das nicht mehr erleben müsse.

Sarah blickte zur Königin hinüber. »Die Arme«, sagte sie.

David folgte ihrem Blick. »Sie sollte sich von denen nicht zur Marionette machen lassen.«

»Was bleibt ihr anderes übrig?«

David antwortete nicht.

Die Menschen blickten auf ihre Uhren, dann wurden sie still und nahmen Hüte und Mützen ab, während von Big Ben elf Schläge über Westminster dröhnten. Es folgte Kanonendonner, erschreckend laut in der Stille, zur Erinnerung an den Moment, als 1918 die Kanonen schwiegen. Alle beugten den Kopf während des zweiminütigen Schweigens zum Gedenken an den schrecklichen Preis, den der Sieg Großbritanniens im Großen Krieg gekostet hatte, oder vielleicht auch, wie für David, die Niederlage von 1940. Zwei Minuten später ertönte die Feldkanone der Horse Guards Parade abermals und beendete das Schweigen. Ein Trompeter blies den Zapfenstreich, es klang unendlich bewegend und traurig. Barhäuptig stand die Menge in der Winterkälte und hörte zu, nur ab und an unterbrochen von einem unterdrückten Hus-

ten. Jedes Mal, wenn David an dieser Zeremonie teilnahm, wunderte er sich, dass nie jemand zu schluchzen anfing oder sich beim Gedanken an die jüngste Vergangenheit schreiend zu Boden warf.

Die letzten Töne verklangen. Jetzt spielte die Kapelle der Brigade der Guards den Trauermarsch. Die junge Königin legte einen Kranz aus Mohnblüten, der viel zu groß für sie schien, am Cenotaph nieder und verharrte mit gebeugtem Kopf davor. Langsam ging sie zurück an ihren Platz, jetzt folgte die Königinmutter. »So jung und schon Witwe«, sagte Sarah.

»Stimmt.« David hatte einen schwachen Geruch nach Rauch wahrgenommen, und als er kurz in Richtung Whitehall blickte, bemerkte er einen leichten Dunstschleier. Heute Abend würde es neblig werden.

Die restlichen Mitglieder der königlichen Familie legten ihre Kränze nieder, es folgten die militärischen Führer, der Premierminister und die Politiker, die Repräsentanten des Empires. Am Sockel des schlichten weißen Denkmals befand sich inzwischen ein Teppich aus dunkelgrünen Blättern mit roten Mohnblüten. Nun trat Erwin Rommel vor, der deutsche Botschafter und einer der Sieger des Feldzugs 1940 gegen Frankreich. Schlank und militärisch, das Eiserne Kreuz auf der Brust, das sympathische Gesicht ernst und traurig. Der Kranz, den er trug, war riesig, noch größer als der der Königin. In seiner Mitte ein Hakenkreuz auf weißem Hintergrund. Er legte den Kranz nieder und stand eine Zeit lang mit gebeugtem Kopf, ehe er sich umwandte. Hinter ihm wartete Joseph Kennedy, der alte amerikanische Botschafter. Er war als Nächster an der Reihe.

Plötzlich hörte man hinter David jemanden schreien: »Schluss mit der Naziherrschaft! Demokratie jetzt! Es lebe der Widerstand!« Etwas flog über die Köpfe der Menge und landete vor Rommels Füßen. Sarah schnappte nach Luft. Irene und ein paar weitere Frauen schrien auf. Die Stufen des Cenotaphs und der Saum von Rommels Mantel zeigten rote Spritzer. Im ersten Au-

genblick dachte David, es sei Blut, doch dann bemerkte er den Farbtopf, der über das Pflaster rollte. Rommel zuckte nicht, er blieb stehen, wo er war. Der Botschafter Kennedy jedoch war erschrocken zurückgewichen. Polizisten griffen nach ihren Pistolen und Schlagstöcken. Eine Gruppe von Soldaten, die Gewehre im Anschlag, trat vor. David sah, wie die königliche Familie eilig in Sicherheit gebracht wurde.

»Nazis raus!«, rief jemand aus der Menge. »Wir wollen Churchill!« Jetzt schwangen sich die Polizisten über die Absperrung. Zwei Männer in der Menge hatten ebenfalls ihre Waffen hervorgeholt und blickten grimmig um sich: geheime Ermittler der Spezialeinheit. David zog Sarah an sich. Die Menge teilte sich, um die Polizisten durchzulassen, und jetzt sah er rechts von sich ein Handgemenge. Sein Blick fiel auf einen erhobenen Schlagstock, und jemand feuerte die Polizisten mit »Haltet die Mistkerle!« an.

»O Gott, was ist da bloß los?«, sagte Sarah.

»Ich weiß es nicht.« Irene hatte den Arm um Betty gelegt. Die alte Frau weinte, während David mit finsterner Miene auf das Durcheinander starrte. Alle redeten jetzt, ein leises Gemurmel lag über der Menge, und hin und wieder hörte man einen lauten Ruf. »Verdammte Kommunisten, schlagt ihnen die Schädel ein!« »Ganz richtig, schmeißt die Deutschen raus!«

Ein britischer General, ein schlanker Mann mit braun gebranntem Gesicht und grauem Schnurrbart, erklimmte die Stufen des Cenotaphs mit einem Megafon in der Hand. Vorsichtig stieg er über die Kränze hinweg und rief nach Ruhe und Ordnung.

»Haben sie sie festgenommen?«, fragte Sarah David. »Ich konnte es nicht sehen.«

»Ja. Ich glaube, es waren nur ganz wenige.«

»Verdammter Hochverrat«, sagte Steve. »Hoffentlich knüpfen sie die Strolche auf.«

Die Zeremonie nahm ihren Fortgang. Die restlichen Kränze wurden niedergelegt, dann folgte eine kurze Andacht unter Erzbischof Headlam. Er sprach ein Gebet, das Mikrofon ließ seine Stimme seltsam blechern klingen.

»O Herr, blicke hernieder auf uns, die wir uns heute an unsere tapferen Männer erinnern, die im Kampf für Großbritannien ihr Leben gelassen haben. Wir gedenken der vielen, die zwischen 1914 und 1918 gefallen sind, diesem großen, tragischen Konflikt, dessen Narben wir alle noch tragen, hier und in ganz Europa. Herr, gedenke der Schmerzen derer, die heute hier versammelt sind und geliebte Menschen verloren haben. Tröste sie, tröste sie.«

Nun erfolgte der Vorbeimarsch, Tausende von Soldaten, viele von ihnen ältere Veteranen, die stolz in Reih und Glied marschierten, während die Kapelle beliebte Melodien aus der Zeit des Großen Krieges spielte. Jede Abteilung legte ihren Kranz nieder. Wie immer hielt Davids Familie Ausschau nach Sarahs Vater, aber sie sahen ihn nicht. Die Stufen des Cenotaphs waren mit Rot bespritzt, wo Rommels Hakenkreuz aus den anderen Kränzen herausleuchtete. David fragte sich, wer die Demonstranten wohl gewesen sein mochten. Vielleicht eine der unabhängigen pazifistischen Gruppen, denn wenn sie vom Widerstand gewesen wären, hätten sie Rommel erschossen. Sicher hätten sie schon viele der Nazis erschossen, die in England stationiert waren, wenn ihre Angst vor den Vergeltungsmaßnahmen nicht gewesen wäre. Arme Teufel, wer immer sie waren; jetzt würden sie in den Zellen der Spezialeinheit verhört und gefoltert werden, vielleicht auch im Keller des Senatshauses, in dem sich die deutsche Botschaft befand. Da der Angriff Rommel geglückt hatte, waren die Demonstranten vielleicht den Deutschen übergeben worden. Er fühlte sich machtlos. Er hatte nicht einmal Steve widersprechen können. Aber er musste in Deckung bleiben, durfte keine Linie übertreten, musste den musterhaften Beamten spielen. Und erst recht aufgrund der Vergangenheit von Sarahs Familie. David empfand eine gewisse, wenn auch ungerechtfertigte Irritation gegenüber seiner Frau.

Seine Augen wanderten zurück zu den Veteranen. Ein alter Mann von etwa sechzig Jahren, das Gesicht ernst und herausfordernd, marschierte an ihm vorbei, die Brust stolz herausgereckt. Auf einer Seite seiner Jacke hing eine Reihe von Orden, doch auf der anderen war ein großer gelber Davidstern angeheftet. Juden hatten jetzt im Hintergrund zu bleiben und sollten keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, aber dieser alte Mann hatte sich jeder Vernunft widersetzt und nahm mit dem auffälligen Stern am Marsch teil, obwohl der Davidstern als kleiner Anstecker völlig genügt hätte, den alle Juden inzwischen tragen mussten, sehr britisch und diskret.

Aus der Menge rief jemand »Kike!«, das verächtliche Schimpfwort für Juden. Der alte Mann verzog keine Miene, aber David spürte, wie ihn die Wut packte. Er wusste, dass er nach dem Gesetz ebenfalls den gelben Anstecker tragen müsste und auch kein Beamter im Staatsdienst sein dürfte, eine Anstellung, die Juden verboten war. Aber Davids Vater, zwölftausend Meilen weit weg, war der einzige Mensch, der wusste, dass Davids Mutter eines dieser seltenen Exemplare gewesen war: eine irische Jüdin. Und auch ein halber Jude war jetzt in Großbritannien ein Jude; auf das Verheimlichen dieser Tatsache stand lebenslängliches Zuchthaus. In der Volkszählung von 1941, als die Bevölkerung zum ersten Mal auch die Religionszugehörigkeit angeben musste, hatte er sich als Katholik bezeichnet. Und das hatte er jedes Mal getan, wenn er seinen Personalausweis erneuern musste, genau wie in der Volkszählung von 1951, in der auch nach jüdischen Eltern und Großeltern gefragt wurde. Aber sooft David das alles verdrängte – manchmal wachte er nachts auf, und eine schreckliche Angst überfiel ihn.

Der Rest der Zeremonie nahm ohne Unterbrechung ihren Lauf, und anschließend trafen sie sich mit Jim, Sarahs Vater, um zusammen nach Kenton zurückzufahren. Hier besaßen David und Sarah eine Doppelhaushälfte im imitierten Tudorstil. Sarah wollte für alle kochen. Jim hatte von der Farbattache nichts mit-

bekommen, bis die Familie es ihm erzählte, allerdings hatte er die roten Spritzer auf den Stufen des Cenotaphs wahrgenommen. Er sprach auf der Rückfahrt nicht weiter darüber, genau wie Sarah und David, doch Irene und besonders Steve waren schockiert und empört. Nachdem sie angekommen waren, schlug Steve vor, die Abendnachrichten zu sehen, um in Erfahrung zu bringen, wie man auf den Angriff reagierte.

David schaltete den Fernseher ein und stellte die Stühle davor. Es gefiel ihm nicht, dass in den meisten Häusern der Fernseher zum Mittelpunkt der Möblierung geworden war. Im Laufe der letzten zehn Jahre war der Besitz der Idiotenbox, wie manche das Gerät noch nannten, auf die Hälfte der Bevölkerung angewachsen. Der Fernseher markierte jetzt die Trennlinie zwischen Arm und Reich. Das Fernsehen war gekommen und beherrschte das Leben der Menschen. Es war noch etwas zu früh für die Nachrichten, gerade lief eine Kindersendung, eine dramatische Abenteuergeschichte mit weißen Helden und heimtückischen Eingeborenen. Sarah brachte Tee, und David ließ die Zigarettenschachtel herumgehen. Er blickte zu Jim hinüber. Obwohl sein Schwiegervater nach dem Großen Krieg Pazifist geworden war, nahm er doch immer an der Parade zum Heldengedenktag teil, und so sehr er den Krieg auch hasste, er ehrte seine alten Kameraden. David fragte sich, was er über die Farbattache dachte, aber Jim hatte ihm seine Gesichtsprothese zugekehrt. Es war eine ordentliche Prothese, sie saß gut und war fleischfarben, das aufgemalte Auge sogar mit künstlichen Wimpern versehen. Sarah hatte einst gestanden, dass sie sich als Kind vor der primitiven Maske, die er damals trug, gefürchtet hatte. Sie war aus dünnem Metall gewesen, und als der Vater Sarah auf den Schoß nahm, war sie in Tränen ausgebrochen. Irene musste sie an der Hand nehmen und beruhigen. Ihre Mutter hatte sie ein ungezogenes, egoistisches Kind genannt, aber Irene, die vier Jahre älter war, hatte den Arm um sie gelegt und gesagt: »Du darfst dir nichts draus machen. Es ist doch nicht Daddys Schuld.«

Die Abendnachrichten fingen an. Sie sahen, wie die junge Köni-

gin ihren Respekt zollte und hörten Dimblebys sonoren, würdevollen Kommentar. Doch den Zwischenfall mit Rommel zeigte die BBC nicht, auf die Kranzniederlegung der Dominion-Repräsentanten folgte ohne Unterbrechung Kennedys Auftritt. Es gab ein kurzes Flackern auf dem Bildschirm, welches man nicht bemerkt hätte, wenn man nicht darauf achtete, auch keine Unterbrechung des Kommentars – die Techniker der BBC mussten ihn hinterher neu aufgenommen haben.

»Nichts«, sagte Irene.

»Sie müssen beschlossen haben, nicht darüber zu berichten.« Sarah war aus der Küche gekommen, um es zu sehen, das Gesicht vom Kochen gerötet.

»Da fragt man sich, was sie uns sonst noch verschweigen«, sagte Jim leise.

Steve sah ihn an. Er trug einen seiner grellbunten Pullover, der sich unvorteilhaft über seinem Bauch spannte. »Sie wollen die Leute nicht beunruhigen«, sagte er. »Noch dazu, wenn so was am Heldengedenktag passiert.«

»Die Leute sollten es aber erfahren«, sagte Irene entschieden. »Sie sollten wissen, wozu diese abscheulichen Terroristen fähig sind. Und noch dazu vor der Königin. Das arme Ding! Kein Wunder, dass sie sich so selten in der Öffentlichkeit sehen lässt. Es ist eine Schande!«

David konnte sich nicht länger zurückhalten. »So was passiert, wenn die Menschen nicht gegen die Obrigkeit protestieren dürfen.«

Steve wandte sich ihm zu. Er war immer noch wütend und suchte Streit. »Vermutlich meinst du damit die Deutschen.«

David zuckte unverbindlich die Schultern, obwohl er Steve am liebsten sämtliche Zähne ausgeschlagen hätte. Sein Schwager fuhr fort. »Die Deutschen sind unsere Partner, und das ist ein ziemliches Glück für uns.«

»Glück für die, die mit ihnen handeln und Geld verdienen«, fuhr David ihn an.

»Was zum Teufel willst du damit sagen? Stichelst du über meine Geschäfte mit der englisch-deutschen Gemeinschaft?«

David sah ihn finster an. »Wem der Schuh passt ...«

»Du hättest wohl lieber die Leute vom Widerstand am Ruder, was? Churchill – wenn der alte Kriegstreiber überhaupt noch lebt – und diese Kommunisten, mit denen er unter einer Decke steckt. Soldaten ermorden, Menschen in die Luft jagen – wie das kleine Mädchen in Yorkshire, das letzte Woche auf eine ihrer Minen getreten ist.« Er wurde rot im Gesicht.

»Bitte«, sagte Sarah mit scharfer Stimme. »Fangt doch keinen Streit an.« Sie wechselte einen Blick mit Irene.

»Schon gut«, lenkte Steve ein. »Ich will den Tag nicht noch mehr versauen, als diese Schweine es schon getan haben. So viel zur Theorie, dass Staatsdiener neutral sein sollen«, fügte er spöttisch hinzu.

»Was war das, Steve?«, fragte David mit scharfer Stimme.

»Nichts.« Steve hob die Hände, die Handflächen nach oben gerichtet. »Pax.«

»Rommel«, sagte Jim traurig. »Der war im Großen Krieg auch Soldat, genau wie ich. Wenn nur der Heldengedenktag weniger militärisch aufgezogen würde. Dann fänden die Menschen es vielleicht auch nicht nötig zu protestieren. Übrigens gibt es Gerüchte, dass Hitler sehr krank sein soll«, fügte er hinzu. »Man hört ihn gar nicht mehr im Radio. Und jetzt, da in Amerika die Demokraten zurück sind, wird sich vielleicht doch einiges ändern.« Er lächelte seine Frau an. »Ich habe ja immer gesagt, sie kommen zurück, man muss nur lange genug warten.«

»Ich bin sicher, man würde es uns sagen, wenn Herr Hitler krank wäre«, sagte Steve herablassend. David sah Sarah an, sagte aber nichts.

Später, als der Rest der Familie in Steves neuem Morris Minor weggefahren war, stritten sich David und Sarah. »Warum musst du immer mit ihm streiten, vor allen anderen?«, fragte Sarah. Sie

wirkte erschöpft, sie hatte den ganzen Nachmittag über die Familie bedient, ihr Haar hing jetzt müde herab, ihre Stimme klang heiser. »Und besonders vor Daddy, ausgerechnet heute.« Sie zögerte, dann fuhr sie mit bitterer Stimme fort: »Du warst doch derjenige, der mir vor Jahren sagte, ich solle mich aus der Politik heraushalten, weil es sicherer sei, nichts zu sagen.«

»Ich weiß. Es tut mir leid. Aber Steve kann einfach seine verdammte Klappe nicht halten. Heute war es – einfach zu viel.«

»Was meinst du denn, wie Irene und ich uns bei diesen Streitereien fühlen?«

»Du magst ihn doch auch nicht lieber als ich.«

»Wir müssen es ertragen. Der Familie wegen.«

»Ja, und ihn besuchen und die Bilder auf seinem Kaminsims bewundern, von ihm und seinen Geschäftsfreunden mit Speer, seine Mosley-Bücher ansehen, und *Die Protokolle der Weisen von Zion* auf dem Bücherregal«, sagte David müde. »Ich weiß wirklich nicht, warum er nicht den Schwarzhemden beitrifft, und damit basta. Aber dann müsste er wohl mit Fitnesstraining starten und etwas von seiner Wampe loswerden.«

Er hatte nicht erwartet, dass Sarah so heftig reagierte. »Haben wir nicht genug durchgemacht?« Sie stürmte aus dem Zimmer. David hörte, wie sie in die Küche ging und die Tür zuknallte. Er stand auf und fing an, die schmutzigen Teller und das Besteck auf den Servierwagen zu stapeln. Er schob ihn in den Flur. Als er an der Treppe vorbeikam, wanderte sein Blick unwillkürlich nach oben, auf die zerrissene Tapete am oberen und unteren Ende der Treppe, wo das Kindergitter befestigt gewesen war. Seit Charlies Tod hatten er und Sarah davon gesprochen, neu zu tapetieren. Aber wie bei so vielen Dingen waren sie noch nicht dazu gekommen. Gleich würde er zu ihr gehen, sich entschuldigen und versuchen, die immer größer werdende Kluft zwischen ihnen beiden ein wenig zu verkleinern. Obwohl er wusste, er würde sie nie ganz schließen können. Nicht mit dem Geheimnis, das er mit sich herumtrug.

2

Angefangen hatte es vor zwei Jahren, mit den Wahlergebnissen von 1950, ein paar Monate nach Charlies Tod. Seit dem ungarischen Bankenkrach 1948, verursacht durch den Zusammenbruch der europäischen Wirtschaft infolge des endlosen Kriegs der Deutschen in Russland, waren die Meldungen aus Wirtschaft und Politik immer schlimmer geworden. In Nordengland und Schottland wurde gestreikt, Indien schien sich in einem Zustand der Dauerrevolte zu befinden, und aufgrund der nie aufgehobenen Sicherheitsverordnungen von 1939 wurden unzählige Menschen verhaftet. Menschen, die sich geduldig mit dem Friedensabkommen von 1940 abgefunden hatten, packte die Wut, und sie kamen allmählich zu dem Schluss, dass Großbritannien sich gegenüber Deutschland energischer behaupten müsse. Und dass es nach zehn Jahren Zeit für eine neue Regierung sei, Zeit, der United Democrat Party von Churchill und Attlee eine Chance zu geben. Trotz der ständigen Pro-Regierungs-Propaganda durch Presse und BBC war Beaverbrook unbeliebt, und es gab Gerüchte, die UDP habe einen großen Zulauf.

Als die Wahlergebnisse bekannt wurden, stellte sich allerdings heraus, dass die Partei den größten Teil ihrer hundert Sitze im Parlament verloren hatte und von der British Union, Mosleys faschistischer Partei, überholt worden war, die von dreißig Sitzen auf einhundertvier zugenommen hatte und Beaverbrooks Koalition aus Pro-Vertragskonservativen und Labour beitrug. Schließlich hatte Churchill eine Rede gehalten, in der er von einer »manipulierten Wahl« sprach, »um ein Gangsterparlament im Amt zu halten«, und danach mit seinen Anhängern das Unterhaus verlassen. So hieß es in den Korridoren von Whitehall, obwohl Presse und Fernsehen berichteten, sie seien empört aus dem Haus gestürmt. Kurz darauf hieß es, die United Democrats hetzten die Arbeiter zu Streiks auf, worauf die Partei für illegal erklärt

wurde. Also ging sie in den Untergrund, und an den Hauswänden erschien ein neuer Name, »Resistance«, nach der französischen Widerstandsbewegung.

Die neue Regierung schloss sich jetzt noch enger an Deutschland an. Nach dem Berliner Abkommen von 1940 hatte man deutsche jüdische Flüchtlinge zurückgeführt, aber trotz wachsendem Antisemitismus hatte es für die Juden Großbritanniens relativ wenig Einschränkungen gegeben. Jetzt plötzlich erklärte man die Juden zu unversöhnlichen Feinden des großen Verbündeten und wollte die Nürnberger Gesetze zumindest teilweise übernehmen. David wachte nachts schweißgebadet auf, wenn er daran dachte, was passieren würde, wenn sein Geheimnis ans Licht käme. Jedermann wusste, dass Deutschland sich seit Jahren darum bemühte, die britischen Juden, die zusammen mit den übrig gebliebenen französischen die letzten freien Juden Europas waren, nach Osten umzusiedeln. Vielleicht war es bald so weit. David war klar: Es war nun wichtiger denn je, dass niemand, ganz besonders Sarah, etwas über seine Mutter erfuhr.

In den folgenden Monaten hatte David jedoch angefangen, mit seiner Meinung zu gewissen Themen Sarah und vertrauten Freunden gegenüber nicht hinterm Berg zu halten – der anhaltende Konjunkturrückgang, die ständig wachsende Zahl der »Biff-boys« aus den Reihen von Mosleys Faschisten, die sich als Sondereinheit der Hilfspolizei um Unruhe und Streiks kümmern sollten, das Versprechen Churchills, Großbritannien durch »Sabotage und Widerstand« in Brand zu setzen. Natürlich wurde Churchill und seinen Anhängern Sendezeit in Radio und Fernsehen verweigert, doch man wusste von heimlich aufgenommenen Grammophonplatten, die versteckt weitergegeben wurden und auf denen er davon sprach, dass man sich der »finsternen Tyrannei, die sich über Europa gesenkt hatte«, nie ergeben dürfe. Nach der Wahl war David der Geduldsfaden gerissen; vielleicht auch schon vorher, als Charlie starb.

Am häufigsten hatte er mit Geoff Drax, seinem ältesten Freund,

gesprachen. Geoff war mit ihm in Oxford gewesen und hatte zur gleichen Zeit den Kolonialdienst angetreten, als David zur Dominionverwaltung ging. Geoff hatte sechs Jahre in Ostafrika gedient und war 1948 nach London gekommen, um in der Verwaltung zu arbeiten. Schon damals hatte er davon gesprochen, wie schockierend es für ihn war, mit ansehen zu müssen, wie Großbritannien zu einem trostlosen, gleichgeschalteten Satelliten Deutschlands wurde.

Die Jahre in Afrika hatten Geoff verändert. Sein schmales Gesicht unter dem vollen blonden Haar war faltig geworden, sein Mund wirkte verkniffen und unglücklich. Sein Humor war oft spöttisch gewesen, aber jetzt war er bitter und bissig, meist begleitet von einem kurzen bellenden Lachen. Er hatte von einem unglücklichen Liebesverhältnis mit einer verheirateten Frau in Kenia gesprochen und David erzählt, er sei immer noch nicht darüber hinweg. Er beneidete den Freund um sein geordnetes Familienleben mit Sarah und Charlie. Er war nicht glücklich mit seinem Schreibtischjob in der riesigen Kolonialverwaltung im Church House, und als sie sich zum Lunch trafen, merkte David, dass Geoff sich in seinem schwarzen Jackett und der Nadelstreifenhose gar nicht wohlfühlte. Man sah ihm an, dass er viel lieber Shorts und Tropenhelm getragen hätte.

Geoff wohnte in Pinner, nicht weit von Kenton, wo David sein Haus hatte, und oft trafen sie sich am Samstagmorgen, um schwimmen zu gehen oder Tennis zu spielen. Hinterher saßen sie dann im Tennisclub in einer Ecke der Bar und sprachen über Politik – ganz leise, denn im Club hätten sie wenig Sympathisanten gefunden.

An einem Samstag im Sommer 1950 hatte Geoff David von den Zuständen in Kenia erzählt. »Hundertfünfzigtausend Siedler haben sie jetzt dort«, sagte er leise und eindringlich. »Es ist ein einziges Chaos. Arbeitslose mit ihren Familien aus Durham und Sheffield werden übergebracht, mit dem Versprechen kostenloser Farmen und unbegrenzter Arbeitskraft der Eingeborenen.

Sie absolvieren einen dreimonatigen Kurs in Landwirtschaft, dann bekommen sie tausend Morgen Buschland. Sie haben keine Ahnung und wären verloren ohne die Schwarzen. Aber denen gehört das Land. Es gibt bereits großen Ärger mit den Kikuyu, und es wird zu Blutvergießen kommen. Viele der Gründer dieses geplanten neuen Ostafrika-Dominion werden sich wünschen, sie hätten ihre Heimat nie verlassen.« Er ließ sein ärgerliches belielendes Lachen hören.

David zögerte, dann sprach er mit leiser Stimme. »Einige der Dominionverwaltungen machen sich große Sorgen darüber, was unsere neue Regierung da tut. Die Kanadier und die Neuseeländer sprechen schon davon, das Empire zu verlassen. In der Verwaltung ist man sehr beunruhigt.« Dies war eine Indiskretion von David, die er sich noch vor einem Jahr nicht geleistet hätte. Er fuhr fort und sprach über Neuseelands Proteste gegen die neuen britischen Gewerkschaftsverbote. Als David fertig war, sah Geoff ihn schweigend an, dann flüsterte er: »Ich habe einen Freund, den du kennenlernen solltest.«

David durchfuhr ein ängstlicher Stich, als er merkte, dass er zu viel gesagt hatte. »Ich glaube, ihr würdet feststellen, dass ihr ähnliche Ansichten habt«, fuhr Geoff fort. »Nein, ich bin sogar ganz sicher.«

David sah ihn an. Sofort kam ihm der Gedanke, dass es sich um jemanden aus der Resistance handelte. Geoff war derart unruhig und aufgeregt, dass es eigentlich nur so sein konnte. »Ich weiß nicht«, sagte er. Dabei dachte er an Sarah, die zu Hause saß und um ihren toten Sohn trauerte.

Geoff lächelte etwas mühsam und machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ich will dich zu nichts überreden. Es wäre auch nur ein Gespräch mit jemandem, der – nun ja, der die Dinge so sieht wie wir. Es ist doch immer wichtig zu sehen, dass man nicht allein dasteht.«

Eigentlich hätte David gern Nein gesagt und das Thema gewechselt, hin zu Sport oder Wetter, und damit das Gespräch be-

endet. Doch dann packte ihn plötzlich eine ungeduldige Wut und zerstreute seine Bedenken.

Eine Woche später machte Geoff ihn mit Jackson bekannt. Es war Hochsommer, die Sonne brannte von einem wolkenlosen Himmel. David traf sich am Bahnhof Hampstead Heath mit Geoff, und zusammen wanderten sie den Parliament Hill hinauf. Pärchen schlenderten Hand in Hand dahin, die Frauen in hellen Sommerkleidern, die Männer mit offenem Hemdkragen und leichten Jacketts. Ganze Familien waren unterwegs. Kinder ließen ihre Drachen steigen, bunte Farbtupfer am blauen Himmel.

David hatte erwartet, dass Geoffs Freund in ihrem Alter sei, aber der Mann, der dort auf der Bank saß, war in den Fünfzigern und hatte graue Haare. Er stand auf, als er sie sah. Er war groß und korpulent, bewegte sich aber rasch. Geoff stellte ihn als Mr. Jackson vor, und dieser schüttelte David mit festem Griff die Hand. Er hatte ein großes, offenes Gesicht, wache hellblaue Augen und lächelte zur Begrüßung.

»Mr. Fitzgerald.« Davids Mutter hätte seine Art zu sprechen als affektiert bezeichnet. »Ich freue mich, Sie kennenzulernen.« Er strahlte die natürliche Selbstsicherheit eines ehemaligen Internatsschülers aus, eine Art mühelose Überlegenheit, die David, der ein staatliches Gymnasium besucht hatte, immer etwas in die Defensive trieb.

»Gehen wir ein Stück«, schlug Jackson aufgeräumt vor.

Sie gingen in Richtung Highgate Ponds. Eine Gruppe Jungen in Pfadfinderuniform versuchte sich an einer Gymnastikübung, drei von ihnen bildeten die untere Reihe, zwei weitere balancierten auf ihren Schultern, und ein sechster kletterte an ihnen hoch, um die Spitze zu bilden. Ein paar Spaziergänger sahen ihnen zu. Ein Gruppenleiter kommentierte mit leiser Stimme. »Ganz langsam jetzt, ihr müsst euer Gewicht gut verteilen, das ist das Wichtigste.«

Jackson blieb stehen und sah zu. »Du liebe Zeit«, sagte er leise. »Ich erinnere mich noch an eine Zeit, als Pfadfinder alten Damen über die Straße halfen. Jetzt gibt's nur noch Turnen und militärische Übungen. Aber natürlich haben sie Angst, dass sie sich früher oder später der Faschistischen Jugend anschließen müssen.«

»Das würde niemand akzeptieren«, sagte David. »Da würden sie ihre Söhne rausnehmen.«

Jackson ließ ein leises Lachen hören. »Wer weiß, was die Leute heutzutage noch alles akzeptieren werden?« Er machte kehrt und ging mit großen Schritten über die Wiese. Geoff und David folgten ihm. Jackson verlangsamte das Tempo und wandte sich mit leiser Stimme an David. »Geoff erzählt mir, Sie seien unglücklich darüber, was in unserem armen alten Land vorgeht.«

»Ja, das bin ich.« David zögerte, dann dachte er: *Ach, was soll's.* »Sie sind mit der Wahlfälschung davongekommen. Immer mehr Menschen werden unter Paragraf 18a festgenommen. Und mit Mosley als Innenminister – und diesen antijüdischen Gesetzen – sind wir doch bald genauso faschistisch wie das restliche Europa.« Er merkte, dass er rot wurde, als er die antijüdischen Gesetze erwähnte, und warf einen kurzen Blick auf Jackson, doch der Ältere schien es nicht bemerkt zu haben. Er nickte nur, dachte einen Moment nach und sagte dann: »Sehen Sie das schon lange so?«

»Ich denke schon. Seit Jahren hat sich das in mir angestaut. Und seit der Wahl kann ich es kaum noch ertragen.«

Jackson machte ein nachdenkliches Gesicht. »Wie ich höre, haben Sie kürzlich ein Kind verloren. Durch einen Unfall.«

David hatte nicht damit gerechnet, dass Geoff ihm von Charlie erzählen würde. Er bejahte, wobei er Geoff stirnrunzelnd ansah.

»Das tut mir sehr leid.«

»Danke.«

Jackson räusperte sich. »Geoff erzählte mir, Sie hätten im Krieg gedient.«

»Ja, in Norwegen.«

Jackson lächelte traurig. »Der Norwegen-Feldzug war Chamberlains Ende. Viele sind der Meinung, wenn Churchill damals Premier geworden wäre, hätten wir den Krieg fortgesetzt, nachdem Frankreich gefallen war. Ich frage mich, wie es dann weitergegangen wäre.«

Sie hatten ein zügiges Tempo eingeschlagen. Trotz seiner Körperfülle schien Jackson nicht außer Atem zu geraten. David fuhr fort: »Norwegen war ein Chaos. Ich sah Leute sterben, und die Deutschen schienen – einfach unbesiegbar. Als Frankreich fiel, dachte ich, wir *müssten* einfach Frieden schließen, ich hielt das Abkommen für die einzige Alternative, wenn wir schon nicht siegen konnten.«

»Und Hitler versprach, das Empire in Frieden zu lassen, was vielen großzügig erschien. Churchill dagegen meinte, das Abkommen werde trotzdem zu einer deutschen Vorherrschaft führen, und er hatte recht.« Er lächelte David an, ein freundliches, offenes Lächeln, aber sein Blick blieb hellwach. David merkte, dass er auf eine sehr englische Art und Weise getestet wurde. Jackson strahlte etwas aus, das David verriet, dass er ein Staatsbeamter war wie er selbst auch, nur in sehr viel höherer Position. Er fragte sich, wohin das alles führen würde. Jackson lächelte aufmunternd. David holte tief Luft und entschloss sich zum Kopfsprung, genau wie als Junge vom Fünfmeterbrett.

»Meine Frau ist Pazifistin«, sagte er, »und ich war immer ihrer Meinung. Sie beharrt weiterhin darauf, dass wir immerhin wenigstens den Krieg beendet haben. Auch wenn sie weiß, dass Großbritannien weiterhin billigt, was dort in Russland passiert. Ein endloses blutiges Gemetzel.«

Jackson blieb stehen und blickte hinüber zu den Highgate Ponds. Mit unverändert ruhiger Stimme sagte er: »Deutschland wird in Russland niemals gewinnen. Sie kämpfen dort schon seit elf Jahren, um ihr Ziel zu erreichen: ein deutsches Territorium, das sich von Archangelsk bis Astrachan erstreckt. Hinter dem Ural und

in Sibirien dann eine Art kapitalistischen, semikolonialen russischen Staat. Aber sie haben es bisher nicht geschafft. Jeden Sommer schieben sie sich ein bisschen weiter nach Osten vor und überqueren an manchen Stellen auch die Wolga, aber jeden Winter drängen die Russen sie wieder zurück, mit ihren neuen Kalaschnikows, die hinter dem Ural gebaut werden – Millionen von Gewehren, leicht und effizient. Und hinter den Linien halten die Partisanen das halbe Land besetzt. Es gibt Gegenden, wo die Deutschen lediglich die Städte und die Eisenbahnstrecken kontrollieren. Wissen Sie, was passierte, als sie vor zehn Jahren Leningrad eingenommen hatten?»

»Das weiß doch niemand, oder? Man hört immer nur, dass die Deutschen langsam vorankommen.«

»Nun, das tun sie eben nicht. Und was Leningrad anbetrifft, so sind die Deutschen dort gar nicht reingegangen, sie haben die Stadt lediglich belagert und ließen die Bevölkerung verhungern. Mehr als drei Millionen Menschen. Seit 1942 herrscht doch völlige Funkstille um Leningrad. Nichts, kein Pieps. Als sie Moskau einnahmen, trieben sie die Bevölkerung aus der Stadt, sperrten sie in Lager und ließen sie dort verhungern. Genauso wie die europäischen Juden. Die sollen auch alle in Arbeitslagern sein, irgendwo im Osten. Wir haben es in der Wochenschau gesehen, nette Holzhäuschen mit Geranien vor den Fenstern und Rasen davor. Aber kein englischer Jude hat jemals etwas von Freunden oder Verwandten gehört, die dort hingekommen sind: kein Brief, keine Postkarte. Nichts.«

David starrte Jackson an. *Was weiß er über mich?*, fragte er sich. Doch niemand kannte sein Geheimnis, außer seinem Vater. Es konnte wohl nur daran liegen, dass man aufgrund der neuen Gesetze jetzt mehr über die Juden sprach. Er entgegnete: »Es waren sechs Millionen Menschen, oder gar sieben, die in die Arbeitslager geschickt wurden?«

Jackson nickte ernst. »Ja. Jetzt sind nur noch unsere und ein paar von den französischen Juden übrig. Bisher war es eine Frage

von Nationalstolz und Unabhängigkeit, sie nicht gehen zu lassen, trotz des Drucks, den die Deutschen ausüben. Aber Mosley will sie loswerden, und der wird mit jedem Monat mächtiger.« Er seufzte. »Was glauben Sie, wohin uns das alles führt, Fitzgerald?«

»Ich denke, per Schubkarren geradewegs in die Hölle.«

Ein junges Paar ging vorüber. Die Frau trug eine Sonnenbrille mit weißem Rahmen und ein rosa geblühtes Kleid. Zwischen sich hielten sie ein kleines Mädchen an den Händen, das sie in die Luft schwingen; das Kind jauchzte vor Wonne. Um sie herum sprang schwanzwedelnd ein Collie. Jackson lächelte, und die Frau lächelte zurück. Die kleine Familie ging weiter, in Richtung See. Als sie außer Hörweite waren, sagte Geoff: »In Indien wird es ebenfalls immer schlimmer. Schon seit Gandhi siebenundvierzig im Gefängnis starb. Unabhängig davon, wie viele Anführer sie zusammen mit Nehru noch einsperren. Es geht immer weiter: mit Mietstreiks, dem Boykott englischer Produkte, Streiks in der Industrie bei Exportgütern für Großbritannien. Diese Meutereien in indischen Regimentern gegen ihre Offiziere – das könnte tatsächlich zum totalen Zusammenbruch führen. Und die Ironie ist, dass das Berliner Abkommen unseren Handel mit Europa eingeschränkt hat – wenn man an die Zölle denkt, die wir für Importe und Exporte zahlen müssen, nur damit Hitler Europa als unumstrittenen Markt für seine eigene Industrie nutzen kann. Aber Beaverbrooks Leute haben es schließlich nicht anders gewollt.« Er schwieg einen Moment. »Freier Handel innerhalb des Empires und Zölle auf alles andere. Sein Lebenstraum.«

»Nun ja, und jetzt hat er ihn erreicht.« Geoff ließ sein humorloses bellendes Lachen hören. »Und wir haben seit zwanzig Jahren eine Depression.«

»Im Büro habe ich gehört«, sagte David zögernd, »dass Enoch Powell zwei neue englische Divisionen zusammenstellen und nach Indien schicken will. Aber damit würde unsere Armee das Limit überschreiten, das im Abkommen festgelegt ist.«

Jackson sagte: »Wussten Sie, dass Hitler uns mal zwei SS-Divi-

sionen leihen wollte, um in Indien aufzuräumen?« *Was weiß dieser Mann?*, dachte David. *Und wer ist er?*

Jackson blickte ihn an. »Geoff sagte mir, dass Sie in der Kolonialverwaltung arbeiten.«

»Ja.« *Das geht mir zu schnell.* Er hatte Geoff schon viel zu viel erzählt.

»Chef in der politischen Abteilung, Hauptaufgabe die Organisation der wöchentlichen Sitzungen des Ministers mit den Hochkommissaren des Dominion.« Jacksons Ton war jetzt knapp und geschäftlich.

»Ja.« Die wöchentlichen Sitzungen zwischen dem Minister und den Hochkommissaren der Kolonien – Kanada, Australien, Neuseeland, Südafrika und, seit letztem Jahr, Rhodesien – wurden von Davids Vorgesetztem organisiert und protokolliert, wobei Davids Aufgabe hauptsächlich in der Zuarbeit bestand.

»Anwesend bei den meisten der Sitzungen?«

David antwortete nicht. Es entstand eine Pause, dann verfiel Jackson wieder in den Plauderton. »Ich höre, Sie sind im Ausland gewesen, in Neuseeland?«

»Ja. Dort hatte man mich von 44 bis 46 hingeschickt. Mein Vater hat Verwandte in Auckland, er lebt jetzt dort. Er ist nämlich auch der Meinung, dass wir hier per Schubkarren in der Hölle landen.«

»Und Ihre Mutter?«

»Sie starb, als ich noch zur Schule ging.«

»Ihrem Namen nach stammen Sie aus Irland.«

»Mein Vater kommt aus einer Rechtsanwaltsfamilie in Dublin. Er brachte meine Mutter und mich herüber, als ich drei Jahre alt war, im Unabhängigkeitskrieg.«

Jackson lächelte. »Sie sehen auch irisch aus, wenn ich das sagen darf.«

»Das finden viele.«

»Empfinden Sie Loyalität gegenüber Irland?«

David schüttelte den Kopf. »Für De Valeras Republik? Nein.